



Römischer Chinese

Ob Friedrich Schiller (1759-1805) den Großmeister auf den ersten Blick falsch verstanden hatte, als er ihm am 10. August 1796 in einem Brief schrieb: „Der Chinese soll warm in die Druckerei kommen; das ist die wahre Abfertigung für dieses Volk“? Er druckte „den Chinesen“ dann im Jahrgang 1797 seines „Musenalmanach“.

Schiller meinte ein spöttisches Epigramm, das Großmeister Goethe ihm am gleichen Tag zugesandt hatte und das den Titel „Der Chinese in Rom“ trägt. Es beginnt:

„Einen Chinesen sah ich in Rom; die gesamten Gebäude/ Alter und neuer Zeit schienen ihm lästig und schwer./ Ach! So seufzt' er, die Armen! Ich hoffe, sie sollen begreifen/ Wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt./ Daß an Lappen und Pappen, Geschnitz und bunter Vergoldung/ Sich des gebildeten Augs feinerer Sinn nur erfreut.“

Goethe hing zu dieser Zeit seinen italienischen Erinnerungen nach. Er hatte am Beispiel der antiken griechischen und römischen Kultur eine Vorstellung von dem mustergültig Klassischen ausgebildet und dadurch die eigenen Lebens-

phasen der empfindsamen Schwärmerei überwunden. Diesem klassischen Ebenmaß läßt er durch einen erfundenen Chinesen das Zierwerk chinesischer Bauten mit „Säulchen“ und „Geschnitz“ gegenüberstellen. Sein Lästergedicht fährt fort und endet:

„Siehe, da glaubt ich, im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,/ Der sein luftig Gespinst mit der soliden Natur/ Ewigem Teppich vergleicht, den echten reinen Gesunden/ Krank nennt, daß er nur heiße, der Kranke, gesund.“

In Zusammenhang mit Kultur, zumal einer fremden, von „gesund“ und „krank“ zu sprechen – Goethe mochte das noch unbefangen tun, und er wußte zu dieser Zeit noch wenig über China. Chinesische Bauten kannte er vor allem aus Chinagärten bei den Fürstenschlössern seiner Zeit mit ihren gezierten Pavillons und Bogenbrückchen, Hervorbringungen nicht Chinas, sondern europäischer Chinoiserie.

Goethe scheint seine neuen ästhetischen Positionen gegen das Gegenbild Chinas abzugrenzen, doch im Grunde meint er gar nicht „die“ Chinesen“, denn als er Schiller dieses Gedicht übermittelte, schrieb er ihm auch, „eine arrogante Äußerung des Herrn Richter“ habe ihn „in diese Position gesetzt“. Anscheinend ist die Äußerung, die Goethe nur zugetragen wurde, nicht überliefert, doch sie muß ihm mächtig geärgert haben – doch warum kam ihm bei diesem Herrn Richter ausgerechnet China in den Sinn?

Bekannt blieb dieser unter seinen Vornamen, die er zu seinem Dichternamen machte: Jean Paul (1763-1825). Dieser hatte außer Bayern noch kaum etwas von der Welt gesehen, und bekannt war er durch seine 1793 erschienene Erzählung „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal“. Die Thematik und erst recht die Sprache Jean Pauls – mit ihren Bizarrheiten und verschrobenen Manierismen – mißfielen den beiden Klassikern in Weimar. Sie zimmereten gerade an ihrer Klassik, und da zeichnete sich unter den Jüngeren bereits ab, daß diese ein Gegenbild entwarfen. Die Romantik in Literatur und Kunst deutete sich an.

Nicht die Chinesen in Fernost meinte Schiller, als er „dieses Volk“ durch Goethe „abgefertigt“ sah, sondern das viel nähere Völkchen all dieser Jungdichter und -künstler, die Klassisches langweilte. Bald sollte Jean Paul den beiden noch viel näher sein, denn von 1798 bis 1800 weilte er in Weimar, und in dieser Kleinstadt begegnete man sich recht oft – und die Freude über solche Begegnungen wurde mit den Jahren nicht größer. Natürlich rechnete Goethe durch sein Epigramm gleichzeitig auch mit der überwundenen Chinamode der Chinoiserie ab.